

Johannes Rebmann

Leben und Werk des Missionars

Vortrag von Imanuel Stutzmann

gehalten am 11. Mai 2003 im Sitzungssaal des Gerlinger Rathauses

Leben und Werk Johannes Rebmanns

Vortrag am Sonntag, dem 11. Mai 2003, im Sitzungssaal des Rathauses

Über das beeindruckende und ganz der Mission hingeebene Leben und Werk des Johannes Rebmann gibt es inzwischen eine Reihe guter Veröffentlichungen. Ich nenne hier zuerst das ausgezeichnete und überall mit großer Resonanz aufgenommene Heft Nr. 7 der Gerlinger Heimatblätter unseres „Vereins für Heimatpflege“ über die Gerlinger Missionare, in dem Peter Kustermann sehr anschaulich über Johannes Rebmann berichtet, die verdienstvollen Veröffentlichungen des Stadtarchivs durch Klaus Herrmann, besonders die der Tagebuchaufzeichnungen, dann den Abdruck vieler Rebmannbriefe in die Heimat, noch begonnen von unserer unvergessenen Archivleiterin Agnes Maisch, durch mich dann fortgesetzt im „Gerlinger Anzeiger“, die Aufsätze der Ehrenbürger Otto Schöpfer und Friedrich Schaffert in den Stadtbüchern von 1958 und 1983 und im Heimatbuch von 1997, auch meinen Aufsatz in der „Schwäbischen Heimat“ (1988), anlässlich der 150jährigen Wiederkehr des Tages, an dem Rebmann als erster Weißer den schneebedeckten Kilimandscharo gesehen hat, und endlich meine kurze Zusammenfassung über Leben und Werk Rebmanns im vorliegenden Faltblatt unserer „Johannes- Rebmann-Stiftung“.

Darum ist es nicht leicht, dem allem noch Neues hinzuzufügen. Ich werde heute, am 155. Jahrestags jenes denkwürdigen Tags der Begegnung Rebmanns mit dem Kilimandscharo, allgemein Bekanntes nur kurz erwähnen, dafür möglichst oft ihn selbst zu Wort kommen lassen, auch um zu zeigen, wie lebendig, wortgewandt und einfühlsam er zu berichten weiß.

„Am Morgen des 4. Oktobers 1876“, so ist im Sterberegister der Brüdergemeinde Korntal von 1876 auf Seite 20 zu lesen, „erschien heute, der Persönlichkeit nach bekannt, Frau Missionar Louise Rebmann, geb. Däuble, wohnhaft in Korntal, und zeigt an, dass ihr Gatte Johannes Rebmann, Missionar, 56 Jahre alt, evangelischer Religion, wohnhaft in Korntal, Sohn des verstorbenen Johann Georg Rebmann, Weingärtner und seiner verstorbenen Ehefrau Anna Maria, geb. Maisch, zu Korntal am 4. Oktober 1876 verstorben“ sei.

Auch diese Louise Friederike, verwitwete Finkh, geb. Däuble, deren Vater 1846 als Schulmeister von Sindelfingen nach Gerlingen gekommen war, hat ihr Leben der Mission gewidmet. Ursprünglich war sie als Braut dem Missionar Kammerer in Indien versprochen gewesen. Bevor sie dort ankommt, ist dieser jedoch bereits tot. Darum wird sie Lehrerin an einer Missionsschule, lernt dabei den Missionar Finkh kennen und heiratet ihn mit Einverständnis des Missionshauses. Doch schon auf der ersten gemeinsamen Reise in die Heimat stirbt dieser. Elf Jahre später, im Frühjahr 1876, heiratet sie dann in Korntal, wo sie Wohnung genommen hatte, den 15 Jahre älteren, aus Afrika blind und krank heimgekehrten Johannes Rebmann. Ein halbes Jahr später ist sie wiederum Witwe. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs stirbt sie, 80 Jahre alt. Wahrlich ein eindrucksvolles Beispiel für das hingebungsvolle Leben jener sogenannten Missionsbräute!

Der Gerlinger Bauer und Weingärtner Johann Georg Rebmann, wohnhaft in der Kirchstraße 18, hatte 56 Jahre zuvor dem hier tätigen Vicarius Ruoff angezeigt, dass ihm und seiner Ehefrau Maria, geborener Maischin, am 16. Januar 1820, morgens 2 Uhr, ein Sohn Johannes geboren sei. Zu Paten hätten sie Johann Georg Knoblauch und dessen Ehefrau Margaretha und die Catherina Dorothea geb. Maisch erwählt.

Diese beiden Eintragungen im Gerlinger Taufbuch und im Sterberegister der Brüdergemeinde Korntal umschließen das Leben eines Mannes, der es ganz und gar für Afrika gelebt hat und dessen Werk der gelungene Beginn der Christianisierung Ostafrikas ist.

Über seine Jugend im etwas mehr als 1000 Einwohner zählenden Bauern- und Weingärtnerdorf Gerlingen wissen wir wenig. Ich werde darum versuchen, mit Auszügen aus den Kirchenkonventsprotokollen, einer Art dörflichem Sittengericht, in dem Pfarrer, Schultheiß und einige Beisitzer „in curia“ (auf dem Rathaus) oder „intra parietes parochiales“ (im Pfarrhaus) über die Dorfbewohner zu Gericht sitzen, und die Verfehlungen mit Geldbußen an den „Heiligen“ oder den „Armen Kasten“, aber auch mit Einweisen ins „Zuchthäusle“ (Ortsarrest) belegen, im folgenden ein möglichst lebendiges Bild des Dorfes zu zeichnen, in dem der junge Johannes heranwächst und aus dem er mit 19 Jahren in eine ihm völlig unbekannte Welt hinauszieht.

Denn, so meine ich, erst auf diesem Hintergrund kann man seine Leistung und auch die der anderen damaligen Gerlinger Missionare richtig würdigen, die in Afrika, Indien oder China ihr Bestes und meist auch ihr Leben gaben, um jenen Menschen die Kunde von der froh machenden Botschaft von Jesus Christus zu bringen und sie aus ihrer Angst zu befreien.

In diesen Kirchenkonventsprotokollen ist zum Beispiel zu lesen: „Da seit einiger Zeit so viel Streit wegen den Weiberständen (Sitzplätze für Frauen in der Kirche) entstanden ist, so wurde am heutigen Tag die Sache vorgenommen und beschlossen, dass in jedem Weiberstand das älteste Eheweib den Vorstand haben solle, wenn nicht die Frau eines Magistratsmitglieds dabei sei, welcher billig der Vorstand gestattet wird. Dann sollen die Weiber nach ihrem Ehealter sitzen, die ledigen Töchter aber ohne Ausnahme hinter den Weibern nach ihrem Alter.“

„Der Pfarrer hält –altem Herkommen gemäß- an Georgi (24.4.) und Martini (11.11.) Schulvisitation. Es ist zu bemerken: Die Kinder sollen zu mehrerer Stille mit allem Ernste angehalten werden“.

„Das ohnmäßige (übermäßige) Ausfragen aus der Schule soll möglichst eingeschränkt werden. Verständnisübungen sollen angestellt werden, damit die Seelenkräfte der Kinder nicht unangebaut bleiben.“

„Der Schulmeister beklagt sich über sein Weib. Sie leiste ihm nicht die eheliche Pflicht und habe seit 12 Wochen nicht mehr mit ihm in einem Bette gelegen.“

„Die im Chor sitzenden gut singenden jungen Männer erhalten wie seit alters her am Pfingstmontag zu einiger Rekreation (Erfrischung) ihre >Singerzeche< (oft auch bezeichnenderweise >Bachanalia< genannt) von 6 Maß Wein.“

„Das Stecken von Maien vor der Kirche, dem Pfarrhaus, dem Haus des Schultheißen und an den Brunnen ist verboten.“

Erneut wird die „unziemliche Ergötzlichkeit des Ayerlesens am Ostermontag“ verboten. Auch dürfen am Gründonnerstag keine „schwarzen Brezeln mehr an die Scheunentore (der Mädchen) gemalt“ werden.

„Johannes Kruck und weiteren 7 Familienvätern wird gestattet, Lichtkärze (Spinnstuben, Vorsitze) zu halten unter der Bedingung, gute Ordnung zu halten und jeden Augenblick einer Visitation der Scharwächter gewärtig zu sein, besonders aber das Hinzukommen lediger Mannspersonen zu verhindern.“

„Es wird die allergnädigste Erlaubnis gegeben, dass die ledigen Leute nur bis nach zurückgelegtem 20. Lebensjahr in der Kinderlehre vorstehen dürfen (zuvor bis zum 25. Lebensjahr). Den ledigen Männern wird außerdem beditten, dass sie, bevor sie zum Exerzieren zur Landmiliz laufen, zur Kirchenlehre kommen.“

„Der Sohn des Johann Georg Höschele wird wegen muthwilligem und fortgesetztem Versäumnis der Kinderlehre und Sonntagsschule zu 4 Gulden Strafe verurteilt und beschlossen, dies auch höheren Orts zu berichten.“

„Das Weib des Johann Georg Krauß gibt an, dass sie gesehen habe, wie der Johann Georg Maisch sein Weib die Staffel hinuntergestoßen habe. Die Maischin habe sich dann ohnmächtig gestellt. Als der Maisch ihr dann einen Fußtritt gegeben habe, sei sie aufgestanden und habe ihn einen Hurenhengst und alles mögliche geheißt.“

„Gegen Friedrich Mauch, Schreiner, wurde durch den Scharwächter Jakob Heim vorgebracht, dass er am Feiertag St. Andreä (am 30. 11.) Tanz in seinem Haus gehabt und Christoph Roll, Schäfersknecht, bei des Schreiners Tanz aufgespielt habe.“

So weit ein Auszug aus den Kirchenkonventsprotokollen.

Im Dorf genießt König Wilhelm I. große Achtung. Man feiert darum getreu seinen Geburtstag. Pfarrer Stange, der von 1835 bis 1865, also 30 Jahre lang, hier amtiert und in unmittelbarer Nähe der Geburtshäuser Rebmanns und Zimmermanns im alten Pfarrhof wohnt, schickt im März des Revolutionsjahres 1848 sogar eine Ergebenheitsadresse an den König, während dessen Vorgänger, der dicke Friedrich, unser letzter Kurfürst und zugleich erster König, wegen seines „Paktierens mit dem Bonaparte“ arg in die dörfliche Kritik geraten war.

Das also ist die kleine und kleinliche dörfliche Welt, in der Johannes Rebmann aufwächst. Man mag über dem Gehörten gerne Gerhard Staiger zustimmen, der im schon erwähnten Heft über die Gerlinger Missionare schreibt: „Das Bild des damaligen Lebens war dem Mittelalter näher als dem, was uns heute umgibt.“

Aber es gibt in der Gemeinde auch „geistliches Leben“. Pfarrer Stange berichtet höheren Ortes: „Die Gemeinde gehört ganz gewiss zu den besseren. Ich habe bisher noch keine Gemeinde kennen gelernt, in der eine solche Sehnsucht nach dem lauterem evangelischen apostolischen Wort und eine solche Freudigkeit es zu hören ist.“

Damit bezieht er sich vor allem auf die Pietisten und die Erweckungsbewegung am Anfang des 19. Jahrhunderts, denn auch in Gerlingen gibt es schon seit 1775 eine altpietistische Gemeinschaft, die (nach Frauen und Männern getrennte) „Privatversammlungen“ abhält, wie es im kirchlichen Amtsdeutsch heißt. Der damalige Pfarrer Pfeilsticker, zugleich auch „Hofstaatsprediger auf der Solitude“, der sie „zuweilen besucht, wenn es das Amt erlaubt, hat nicht die geringste Klag“. Er berichtet darüber an den Herrn Special nach Leonberg: „Zuerst wird aus Hillers Schatzkästlein gesungen, dann aus dem Herzen gebetet, hernach ein biblischer Abschnitt vorgelesen und darüber gesprochen, auch wohl eine Predigt zur Erbauung benützt, ferner werden Missionsnachrichten verlesen. Gesang und freies Gebet machen den Schluss.“

Viele Pietisten, die sich selbst in Anlehnung an Psalm 35, 20 als die „Stillen im Lande“ bezeichnen, rechnen mit der baldigen Wiederkunft Christi, die der Pietistenvater Bengel für das Jahr 1836 vorausgerechnet hatte. Darum ziehen sie ihrem wiederkommenden Herrn in den Kaukasus, nach Polen, in die Ukraine und gar nach Palästina entgegen oder gründen nach urchristlichem Vorbild Kommunen, wie Königsfeld (im Schwarzwald), das nahegelegne Korntal oder Wilhelmsdorf (in Oberschwaben). Ludwig Hofacker erregt mit seinen Erweckungspredigten großes Aufsehen im Land.

Andererseits veröffentlicht David Friedrich Strauß sein Buch „Das Leben Jesu“, in dem er die biblischen Evangelienbücher weitgehend als fromme Legenden bezeichnet.

Daher ist es für die Gerlinger Pietisten wichtig, die inzwischen auf über 100 Personen angewachsen sind, in Pfarrer Stange jemand zu haben, der über 30 Jahre hinweg standhaft die liberale Theologie des 19. Jahrhunderts ablehnt und sich auch entschieden gegen den 1848 im Dorf gegründeten „Demokratischen Märzverein“ wendet, weil er meint, „dass mit ihm das alte christoph'sche Württemberg zu Grabe getragen worden sei“. Auch Johannes Rebmann scheint ihn besonders geschätzt zu haben. In späteren Briefen aus Afrika bittet er nämlich immer wieder seine Geschwister, die gegenüber wohnenden Pfarrersleute und ihre Kinder herzlich zu grüßen.

Und sicherlich war er als 15Jähriger dabei, als sein Lehrer, der Schulmeister Braun, der als Provisor noch der jüngsten Schwester Friedrich Schillers, der auf unserem Friedhof beerdigten Nannette (die eigentlich Christiane heißt), Klavierunterricht erteilt hatte, zur Begrüßung der aus Cannstatt kommenden Pfarrfamilie Stange ein 47 Verse zählendes Gedicht vortrug, von dem ich Anfang und Schluss zitiere:

„Sei begrüßet, Seelenhirte, von uns allen, komm herein!
Gott hat dich zu uns gesendet. Gott lass dich gesegnet sein!

Viele Schafe, viele Lämmer stehen hier vor dir bereit,
Dich als Hirten aufzunehmen in den Schoß der Herzlichkeit.“

Und dann ruft der Dichter Gott zum Zeugen und schließt mit:
„Segne ihn nach Leib und Seele, lass es ihm hier wohl ergeh'n!
Und Gerlingen ruft nun heute: Amen, ja, es soll gescheh'n!“

Jedoch nicht alle Gerlinger scheinen in dieses „Amen“ im Begrüßungshymnus des Schulmeisters eingestimmt zu haben, sonst müsste nicht Pfarrer Stange später berichten, es gebe in der Gemeinde auch eine „Hefe“ von Personen. Leider zähle auch der Gemeinderat, der damals schon im 1828 erbauten neuen (dem heutigen alten) Rathaus tagt, etliche anstößige Glieder in seiner Mitte, von denen jedoch einer jetzt gestorben, der andere „zum Fallen reif“, während aber ein anderer, der als Wirt besonders schädlich sei, noch „eisern in seinem Amt sitze“.

Ob wohl diese „Hefe“ auch Drahtzieher war, als man Jahre zuvor aus der Kirche die Tafel hatte verschwinden lassen, auf die der Schulmeister mit Kreide die Nummern der im Gottesdienst zu singenden Lieder schrieb, sei dahingestellt. Jedenfalls fand sie sich erst Wochen später wieder in der großen Kelter, versteckt unter altem Gerümpel.

Rebmann besucht ab 1826 die Volksschule, damals schon im neuen Schulhaus, dem heutigen Stadtmuseum, untergebracht, Acht Jahre zuvor hatte man nämlich das alte Gebäude, das 1711 anstelle eines Pfündhauses aus dem 16. Jahrhundert erbaut wurde, abgebrochen. Es hatte so nahe an der Kirche gestanden, dass man zwischen ihm und der Kirche nicht auf den Kirchhof gehen konnte, weswegen die Leichenzüge ihren Weg durch die Kirche und deren jetzt zugemauerte nördliche Tür nehmen mussten. Schon in der Schule fällt Rebmann seines Ernstes wegen auf, und seine Mitschüler hänseln ihn deswegen oft als „Pfarrer“. Auch seine alte Base, so schreibt er später aus Afrika, habe schon über dem kleinen Buben prophezeit: „Der Bua wird amol a Pfarrer werda!“

Seine Eltern scheinen sich nicht von Anfang an zu den Pietisten bekannt zu haben. Zumindest dürfen wir das für seinen Vater einem Brief von 1854 entnehmen, in dem Johannes seinen Geschwistern schreibt: „Gottlobs Brief vom 18. September 1853 habe ich schon vor einigen Tagen erhalten. Des Herrn Schulmeisters Brief vom 20. Januar dieses Jahres... Beide berichten mir, dass der Herr unseren lieben alten Vater zur himmlischen Ruhe eingeführt hat. Für diese Nachricht konnte ich unserem Herrn und Heiland nur danken, und dies konnte ich thun umso getroster, als ich die Überzeugung hatte, dass seit meinem Abgang nach Basel ein Werk der Gnade in ihm begonnen wurde.“

Das Verhältnis zu seiner Mutter ist ein sehr herzliches gewesen. Dies zeigt sich besonders in seinen Briefen, wenn er zum Beispiel „der lieben Mutter“ überaus anschaulich erklärt, „dass sie, wenn sie nach mir sehen will, nicht mehr über den Garten des Herrn Pfarrers hin (nach Norden),

sondern hinten durchs Küchenlädle hinaussehen muss (nach Süden), denn ich bin jetzt tief im Lande des Mittags“.

Sicherlich ist es vor allem das in den pietistischen Versammlungen Gehörte und das dort spürbare geistliche Klima, was in ihm den Gedanken weckt, auf die Missionsfelder hinauszuziehen. In einem Brief aus Mombasa bekennt er auch später: „Ich erinnere mich immer in meinem Gebet noch des Gottfrieds und des Jakobs als derer, die mich an der Hand genommen“.

Darum kann er auch den Spott eines Nachbarn ertragen, als er einmal dabei ist, im Weinberg Erde, die der Regen zuvor herabgeschwemmt hatte, in seinem Butten wieder bergauf zu tragen. Jener Nachbar ruft nämlich laut in den angrenzenden Weinberg hinüber, wo andere an der Arbeit sind: „Warum betet er nicht, dass die Erde selbst zu den Weinstöcken hinauflaufe?“

Die ihm vertraute Gerlinger Gemeinschaft ist auch eine der ersten, die dem 1816 in Leonberg gegründeten „Hilfsverein für Basel“ beiträgt und diesen jährlich mit 10 Gulden unterstützt. Und darum ist es auch nicht verwunderlich, dass schon der 16. Schüler im 1815 gegründeten Basler Missionshaus, oft scherzhaft als „Schwabenkaserne“ bezeichnet, aus Gerlingen kommt, nämlich Jakob Maisch, der 1821 nach seiner Ausbildung als Missionar nach Indien zieht.

Das Zeugnis, das dem jungen Rebmann in Basel nach bestandener Aufnahmeprüfung ausgestellt wird, spricht von einem aufrechten jungen Mann, der entschieden seinen Weg gehe. Und man bescheinigt ihm, er sei „ein gründlicher Christ von äußerst gesetztem feinem Wesen. Geht seinen stillen Gang in aller Bescheidenheit, tut aber etwas schwer, sich traulich zu äußern. Missionssinn entschieden, aber nicht ohne Anfechtung.“

In diesem Basler Missionshaus beginnt Johannes Rebmann am 1. August 1839 seine fünfjährige Ausbildung, kehrt anschließend für einige Wochen nach Gerlingen heim, bevor er sich zu Fuß, mit Eisenbahn und Schiff auf den Weg nach England macht. Er will in die „Englische Kirchliche Missionsgesellschaft“ (CMS) aufgenommen werden, weil Basel damals erst zwei kleine Arbeitsgebiete besitzt: die Goldküste und Indien. Rebmann möchte aber nach Ostafrika gehen. Er ist nicht der einzige aus Basel nach London gekommene deutsche Missionar. Darum fragt ein dort arbeitender Engländer „Wo sind unsere Landsleute? Was für eine Luft atmen denn diese glücklichen Deutschen ein?“

Außerordentlich lebendig schildert Rebmann im ersten Brief, den wir von ihm besitzen, in engen Zeilen und kleiner, gestochen scharfer Schrift, seinen Eltern und Geschwistern, was ihm unterwegs zugestoßen ist, wie sich aber letztlich alles durch Gottes Führung zum Guten gewendet habe. „Da hatte ich“, schreibt er, „weil es an meinem Reiserock an Taschen fehlte, mein englisches Buch auf dem Klavier im Hause Strihlen“ in Mannheim vergessen. Er läuft deshalb wieder zurück, verfehlt darüber das wartende Schiff, springt auf ein anderes, trifft sich dann aber auf höchst wunderbare Weise wieder mit seinem Reisebegleiter Schurr in Worms, wo er sich an Luthers Auftreten vor Kaiser und Reich im Jahre 1521 erinnert.

Im Februar 1845 finden wir ihn darum für ein Jahr in der „Englischen Kirchlichen Missionsgesellschaft“ in London. An Bord des Seglers „Arrow“ beginnt er im Februar 1846 seine monatelange Reise, von der er recht lebendig und anschaulich seinen Geschwistern berichtet, ums Kap der Guten Hoffnung herum, nach Mombasa, einer kleinen Insel vor der ostafrikanischen Küste, dort sehnlichst erwartet von Dr. Ludwig Krapf aus Derendingen (bei Tübingen). Beide schmieden Pläne, beschließen dann, die Mission zunächst auf dem Festland zu beginnen und bauen eigenhändig „mit den ärmlichsten Mitteln“ im etwa 25 Kilometer landeinwärts gelegenen Wanika-Dorf Rabai Mpia eine einfache Hütte.

Wenig später verlegen sie den Schwerpunkt ihrer Arbeit noch etwa eine halbe Wegstunde weiter landeinwärts nach Kisilutini und errichten dort eine bescheidene Wohnung. Rebmann erzählt in den Briefen an seine Geschwister davon und meint: „Kaum wird je eine Mission in solcher Schwachheit angefangen worden sein... aber so sollte es sein, damit wir uns nicht unserer eigenen Kraft rühmen“. Und er bekennt gleich zu Beginn seiner Arbeit: „Will man sie (die Eingeborenen) mit dem Evangelium bekannt machen, so muss man notwendig unter ihnen wohnen.“

Krapfs großer Plan, in etwa fünf Jahren von Ost- nach Westafrika alle hundert Fußstunden weit, eine Missionsstation zu errichten und damit eine Art „Apostelstraße“ als Damm gegen den immer weiter nach Süden vordringenden Islam zu schaffen, erfordert zwangsläufig eine Erkundung des bisher völlig unbekanntes Landesinnern. Dabei zeigt sich sofort, dass Rebmann in dem Zweiergespann der Praktiker ist, der die Dinge nüchtern abwägt, sich erreichbare Ziele setzt, diese dann jedoch zäh verfolgt und ihnen alles andere unterordnet, auch die Gesundheit!

Über den Zweck seiner Erkundungen schreibt er: „In jedem Fall wollten wir die Evangelisierung Ostafrikas dadurch anbahnen, dass wir uns mit den unbekanntes Ländern, ihren Sitten, ihren Vorstellungen, Sprachen, Fürsten usw. bekannt machten und den Namen Christi wenigstens da nannten, wo er noch nie genannt wurde. Die Leute wissen, dass ich sein Diener bin, der keinen Handel treibt, auch nicht mit Zauberei und Lüge umgeht.“ Und an seine Geschwister schreibt er 1855: „Wir kamen nach Afrika ohne einen Gedanken oder Wunsch, geographische Entdeckungen zu machen. Unser großes Ziel war die Ausbreitung des Reiches Gottes.“

Den afrikanischen Häuptlingen und Königen der Wanikas, der Teitas, der Suahelis, der Wakambas, der Gallas, der Wakuafis, der Wazungus, der Wateitas und noch anderer Stämme zeigt er sein mitgeführtes „Buch Gottes“ und verkündet ihnen in Kisuaheli und Kinika: „Dieses Buch hat unsere Väter verständig und weise gemacht. Es zeigte uns den Weg zu Gott. Ein anderes Geschäft habe ich nicht, als dieses Buch zu lehren. Es ist in meiner Sprache geschrieben. Gegenwärtig schreibe ich dasselbe in Kinika, nachher auch noch in anderen Sprachen. Ich sagte, gen Himmel weisend, ich vertraue allein auf Eruva. Sie sagten: >Bloß auf Eruva?< Ja, denn er ist höher als alles. Und darum fürchte ich mich vor keinem Zauber oder bösen Geistern. Ich fürchte nur einen Gott, und dieser ist mein Freund. Zu ihm bete ich, wie ein Kind seinen Vater bittet. Sie konnten es kaum glauben, und ich wurde gefragt: >Wenn du so viel von Gott weißt, so sage uns auch, wann Regen kommt.<“

Mit Staunen und großer Freude erlebt er auf seinen nicht ungefährlichen, von Wasser und wilden Tieren bedrohten Reisen ins Innere des Landes, die viele Wochen andauern, die großartige Schönheit und die vielfältige Tierwelt des Landes (Zebras bezeichnet er als „gestreifte Esel“): „Wie prächtig ist doch die ganze Landschaft in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von Bergen, Hügeln und Tälern mit dem üppigsten Pflanzenwuchs! Ich glaubte in den Jurabergen im Baselbiet oder in der Gegend um Cannstatt in meinem Vaterlande zu wandern.“ Und der Geschmack des Wassers erinnert ihn „augenblicklich an das Balinger Mineralwasser“. „Mein Führer“, so schreibt er in sein Tagebuch, „konnte es nicht begreifen, warum ich der bloßen Aussicht wegen auf den Gipfel eines Berges ging. Ich sagte ihm: In der Heimat besteigen wir Gipfel von Bergen, die uns längst bekannt sind der bloßen Aussicht und der Erquickung in der reinen Luft wegen!“

Und als er am Morgen des 11. Mai 1848, also heute vor 155 Jahren, auf seiner ersten Reise ins Dschagga-Land erstmals den schneebedeckten Kilimandscharo sieht, „suchte ich“, so hält er in seinem Tagebuch fest, „ein stilles Plätzchen, um mit dem Gott meines Lebens im Gebet zu reden.“ Die Tageslese in seiner englischen Bibel, besonders der 6. Vers im 111. Psalm, macht

ihn betroffen und glücklich zugleich. Dort heißt es: „Die Gewalt seiner Werke hat er seinem Volk gezeigt, dass er ihm gebe das Erbe der Heiden.“

Noch mehr beeindruckt, ja begeistert ihn „sein“ Berg auf der zweiten Reise im Dezember 1848. Im Tagebuch vermerkt er: „Um neun Uhr enthüllte sich der Kilimandscharo in seiner vollen Pracht aus seinem Wolkenkleid, das ihn gestern und diesen Morgen umgeben hatte, viel heller und klarer, als ich ihn je zuvor gesehen hatte. Der östliche Teil der Bergmasse, der etwas niedriger und weniger umfangreich ist als der westliche, hatte jetzt, einige kleine Stellen ausgenommen, keinen Schnee mehr, der westliche aber noch eine große Masse bis weit herab. Jetzt sah ich die Berge recht in ihrer besonderen Abgrenzung, was auf meiner ersten Reise, die in der Regenzeit gemacht wurde, nicht der Fall war. Ich fragte Rehani um den Namen des weißen Dinges, das auf ihrem Berge sei und sagte ihm, dass in meinem Lande jenes Ding in reicher Menge sich finde und dass wir es Schnee heißen. Er sagte mir den Namen >Kibo<, indem er mir durch Krümmung seiner Finger zeigte, wie groß die Kälte dort sei.“

Kibo ist in ihrer Sprache der Name für den Gipfel des Kilimandscharos, zugleich auch Ausruf des Erstauntseins, vor allem aber der ehrende Zuruf für den Häuptling.

„Eigentlich“, so fährt er dann fort, „sind es zwei Berggipfel, die zur Regenzeit mit Schnee bedeckt sind, aber auf dem östlichen, der niedriger und vier bis fünf Stunden von dem westlichen entfernt ist, schmilzt er gänzlich in der heißen Jahreszeit. Auch in der Form sind beide verschieden, indem der westliche sich so zuspitzt, dass kein Plateau mehr übrig bleibt, während der östliche wie ein majestätischer, in den Himmel aufragender Dom eine ziemlich ausgedehnte Kuppe darbietet.“

Doch schon am anderen Tag zeugt ein Tagebucheintrag wieder von der ständigen Bedrohung und Gefährlichkeit wenn er festhält: „Die Brücke bestand nur aus einem dünnen Baumstamm, auf den man nur je einen Fuß setzen konnte. Ich zog meine Schuhe aus und ging so mit aller Vorsicht hinüber.“ Und ein andermal heißt es da: „Nähte heute Schuhe zusammen aus Leinwand, mit Sohlen von der Kuh, die gestern geschlachtet wurde. Meine Füße waren noch so wund, dass ich meine Lederschuhe nicht mehr anziehen konnte.“

Die Afrikaner beeindruckt es tief, wie er ohne Waffen sicher vor ihnen auftritt. Einem Häuptling hatte man gemeldet, dass da ein Mann komme, „der seinen ganzen Körper mit Kleidern bedeckt“ und ganz andere Haare habe. „Alles, was ich an mir hatte“, so ist im Tagebuch zu lesen, „zog seine Aufmerksamkeit an sich, sogar die Knöpfe an meinen Hosen. Ich wurde gefragt, im Gebrauch welcher Waffen ich hierher gekommen sei, worauf ich sagte, ich habe nichts bei mir als meinen Schirm.“ Der erregt auch größtes Aufsehen, und Rebmann hält fest: „Ihre Aufmerksamkeit wurde auf meinen Schirm gerichtet, den sie mit sichtbarem Wohlgefallen auf- und zumachten. Auch meine Brille war einer der ersten Gegenstände, der ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich gab sie einem, der sie sich selbst aufsetzte, worauf ein großes Gelächter entstand. Derselbe Mann zeigte mir dann seine Zehen, indem er zu zweifeln schien, ob ich ihm auch darin gleich sei. Ich zog Schuhe und Strümpfe aus, damit er sehen möge, dass ich ihm auch an den Zehen nicht nachstehe.“

Einmal schenkt er einem Häuptling Gabel und Messer. Am nächsten Tag sieht er, dass dieser sich beide „als Schmuck ins Haar gesteckt hatte. Ich sagte ihm den Gebrauch derselben. Er lachte und schien die Sache nicht zu begreifen.“

Manch einer der Kleinkönige verzögert die weitere Exkursion Rebmanns der erhofften größeren Geschenke wegen oder, weil er Zeit genug hat, mit diesem Fremden zu „parlamentieren“, wie Rebmann einmal schreibt. Und dann fährt er fort „wie diese Leute doch stundenlang über etwas parlamentieren, was wir mit einigen Worten abmachen würden. Diese Leute haben nicht den

mindesten Begriff davon, wie köstlich uns die Zeit ist! (Ja, sie haben nicht einmal ein Wort dafür in ihren Sprachen). Außer dem Missionar weiß niemand die Zeit zu schätzen. Sie verschieben alles auf morgen, und wenn der morgige Tag gekommen ist, so heißt es wieder morgen, und so geht's vier bis fünf und mehr Tage lang fort.“

Stück für Stück lernt er die völlig andere Denk- und Handlungsweise der Afrikaner kennen und verstehen und kann festhalten: „Die Völker der heißen Zonen sind nicht nur leiblich, sondern auch geistig in anderen Zonen“. Darum sucht Rebmann nach Wegen, ihnen sein Missionsanliegen besser verständlich zu machen, denn, so räumt er ein: „alles, was man diesen Leuten vom Evangelium sagt, auch das Einfachste, ist ihnen so fremd und neu, dass sie selten verstehen, was wir eigentlich meinen. Ich bin zufrieden, wenn die Leute nur im Allgemeinen eine Idee von meinem Beruf und dem Zweck meiner Reise bekommen.“

Und bald wird ihm auch klar, dass einer allein diese schwierige Arbeit gar nicht leisten kann. Realistisch merkt er darum an, es müsste „ein Individuum sein, das die Arbeit eines Schullehrers, Schriftstellers, Übersetzers, Ackerbauers, Zimmermanns, Maurers, Schreiners und anderer mehr zu tun in der Lage ist. Aber, wo ist dieses Individuum?“

Folgerichtig fordert er, dass „den Missionar in jenes Gebiet nicht nur ein Arzt, sondern auch Handwerker begleiten oder ihm zumindest bald nachfolgen sollten... Das Christentum sollte ihnen nicht bloß geistlich, sondern ganz leibhaftig...dargestellt werden.“ Und „dem theuren Committee“ empfiehlt er „aufs ernstlichste, daß es sobald als möglich einige fromme Bauernfamilien aus England oder Deutschland begeben möge“, um sie beispielhaft als Vorbilder für die Afrikaner anzusiedeln. „Das ist's, was wir brauchen. Denn es hilft nichts“, so fährt er fort, „sie müssen sehen, wie die Leute, die dem Christus folgen, den wir ihnen verkündigen, wirklich auch das Land besser anzubauen verstehen“.

Damit spricht er Gedanken aus, die seiner Zeit weit voraus und in Ostafrika damals auch noch nicht durchführbar sind, nämlich, dass die Mission den ganzen Menschen in seiner ihm eigenen Welt im Blickfeld haben muss, oder, wie Rebmann es ausdrückt, dass „das Christentum ihnen leibhaftig angeboten“ werden sollte.

Mit großer Leidenschaft erfüllt er den Missionsauftrag, dabei 15 Jahre lang unterstützt von seiner Frau, der Engländerin Emma Talyer. Und selbst, als Frau und ihr einziges Kind sterben, die Mitarbeiter Krapf und Erhardt (1853 und 1855) nach Hause müssen und die Einsamkeit immer bedrückender wird, trotz er dem Fieber, dem Durchfall, dem Klima, dem primitiven Wohnen -und bleibt!

Und dann endlich, nach 14jähriger aufopferungsvoller Arbeit, stellen sich auch die ersten, allerdings recht bescheidenen Erfolge seiner Arbeit ein. Im Jahre 1860 kann er nach Hause schreiben: „Es hat nun auch in Ostafrika begonnen, Weihnachten zu werden!“ Und voller Stolz erzählt er, dass er die ersten beiden Wanikas habe taufen können. Er habe ihnen die Namen Abraham und Isaak gegeben. Vier weiteren Männern erteile er Taufunterricht, und er hoffe, sie an Ostern des nächsten Jahres taufen zu können. Dazu kämen noch weitere sechs bis sieben Personen, darunter auch Frauen und Kinder. Und er beschließt diesen Brief bescheiden mit dem Satz: „Das kleine Kirchlein von Ostafrika vermehrt sich von Jahr zu Jahr!“

In seinen Briefen nach Gerlingen, die von Mombasa erst nach Indien und dann nach Europa eine lange Reise haben, erzählt er immer wieder vom Bauen. Es entstehen Zisternen und Häuser für Mitarbeiter. „Ja selbst für meine Afrikaner musste ich erst ordentliche Wohnungen schaffen, und damit bin ich noch nicht ganz fertig“, schreibt er seinen Geschwistern und fährt fort: „Es galt, hier nicht nur an dem Kern einer Christengemeinde, sondern auch an einer derselben etwas angemessenen Schale in besseren Wohnungen zu arbeiten“. Auch das gehört für

ihn zur Vorbildfunktion der Mission. Und in einem Brief vom 24. Oktober 1848 erinnert er zwar an den 200. Jahrestag des Westfälischen Friedens, fährt dann aber nüchtern fort: „Selbst heute nagelte ich Bretter zusammen, um daraus Schlafstätten für unsere fünf aus der Sklaverei erlösten Knaben zu machen.“

Daneben arbeitet er eifrig an Wörterbüchern in der Kinika-Sprache, in Kisuaheli und Kinyassa, stellt eine Übersetzung des Lukas-Evangeliums in Kinika her und beginnt, Arabisch zu lernen. Doch auch seine Kräfte lassen allmählich nach, anhaltende Schlaflosigkeit plagt ihn, vor allem aber wird sein Augenlicht von Jahr zu Jahr schwächer. Und darum muss er am 21. August 1874 dem afrikanischen Catechisten seiner Station einen Brief an seine Geschwister in englischer Sprache diktieren: „Es wird bald ein Jahr sein, seit ich blind wurde. Unter vielem Gebet und Weinen habe ich gelernt, mich dem Willen Gottes zu ergeben. Ich will jedoch so lange bleiben bis ein Nachfolger da ist. So Gott will, werde ich nächsten April nach Hause gehen. Mit herzlichen Grüßen Euer altes Hannesle“

Neunundzwanzig Jahre hat er im tropischen Klima Ostafrikas ausgehalten und Strapazen ausgestanden, die wir uns kaum vorstellen können. Isaak Nyondo, den er einst mit seinem Vater als erste getauft hatte, begleitet ihn 1875 auf der Reise nach London, wo er vom Komitee mit großer Hochachtung empfangen wird. Von London aus schreibt er am 12. Mai mit Bleistift in unregelmäßigen, ja ungelinken Buchstaben, dabei auch nicht mehr die Linien einhaltend, an seine Geschwister: „Ich beeile mich, Euch meinen innigsten Dank auszusprechen für Eure lieben Briefe, die mir merkwürdigerweise gestern, am 27. Jahrestag meiner Entdeckung des Schneeberges Kilimandscharo, zukamen. Es wird Euch freuen zu hören, dass ich den lieben Isaak bei mir habe. Ich wusste, dass ich seinen Augen ebenso gut als den meinigen trauen konnte. In ihm hat Ostafrika Europa gründlich verstanden. Ich habe mich zunächst einer Operation für die Herstellung meines Augenlichts zu unterwerfen. Der Oculist Dr. Webbs wünscht, die Operation noch innerhalb dieses Monats als der günstigsten Jahreszeit vorzunehmen. Beruhiget Euch mit diesen Zeilen und wartet geduldig auf die weitere Entwicklung meiner Zukunft.“

Leider bringt die Augenoperation keinen Erfolg, und Rebmann kehrt blind, abgezehrt und krank ins heimatische Gerlingen zurück, zu dem er die Verbindung nie hatte abreißen lassen. „Ihr müsst nicht denken“, hat er einmal geschrieben, „dass das, was Euch in Gerlingen gering und unwichtig scheinen möchte, auch für mich in Afrika so sei. Grüßt alle Freunde, Brüder, Schwestern und den Herrn Pfarrer, Frau und Töchter Pauline und Sophie.“ Dann bedankt er sich noch für den Brief des Herrn Schulmeisters und bittet diesen, seine Schüler doch dafür zu gewinnen, dass sie etwas von ihren Weihnachtsgeschenken ihm nach Afrika schickten. Und als ihm sein ratsuchender Bruder einmal von einem Manne berichtet, der durch seine Glaubenskraft Kranke heilen könne, antwortet er ihm: „Es gibt allerdings ein Gebet des Glaubens, das dem Kranken hilft, besonders in einer Krankheit, die ihren Sitz mehr im Gemüt hat.“

Ein andermal schreibt er seinem Bruder über die Jerusalemsfreunde, die auch in Gerlingen an Einfluss gewonnen hatten: „Die Jerusalemsfreunde müssen sich wohl noch eine Zeit lang gedulden und werden besser thun, ihre Augen auf das geistliche als auf das irdische Jerusalem zu richten. Ich hoffe, der liebe Herr Hoffmann wird sich in Palästina bald überzeugen, dass er noch eine Zeit lang ruhig seyn muss. Es wunderte mich schon, von unserem früheren Nachbar Georg Kappus, der so ganz und gar nur irdisch gesinnt war so lange ich ihn kannte, zu hören, dass auch er höheren und geistlichen Dingen Gehör geschenkt und ein Jerusalemsfreund geworden ist“.

Im heimischen Gerlingen will er jedoch nicht bleiben. Vielmehr sucht er die Nähe seines ehemaligen Weggefährten Dr. Krapf und nimmt darum in Korntal Wohnung. Weil Isaak wieder

nach Afrika soll, heiratet er auf den Rat von Krapf hin im Frühjahr 1876 Louise Friederike geb. Däuble, verwitwete Finkh.

Sie muss jedoch schon ein halbes Jahr später der Brüdergemeinde seinen Tod anzeigen, nachdem er noch wenige Wochen zuvor auf dem Missionsfest in Leonberg Gott gedankt hatte, dass dieser ihn 29 Jahre lang in Ostafrika erhalten habe. Durch seinen Begleiter Isaak habe er sich in Sprache und Leben des Volkes hineingearbeitet und je mehr er es kennen gelernt habe, desto mehr habe er es auch achten und lieben gelernt.

Auch dieses letzte öffentliche Auftreten und seine klaren Worte von Anerkennung und Achtung des ganz Anderen zeigen ihn als einen erstaunlichen Mann, der mit ganzer Treue zu seinem Auftrag steht, den er mit weitblickender Klugheit und Liebe erfüllt und nie darüber verzagt, auch wenn er manchmal am Ende seiner physischen Kräfte ist. Mit nie erlahmender Ausdauer bemüht er sich um die Menschen, unter denen und mit denen er lebt. Er weiß sich mit ihnen solidarisch, liebt sie so, wie sie sind und hält mit zähem Fleiß und großer Treue bis zuletzt bei ihnen aus.

Seine letzte Ruhe findet er auf dem alten Korntaler Friedhof, dem Gottesacker der Brüdergemeinde. Dort ist noch heute auf seiner einfachen und schmucklosen Grabplatte unter seinem Namen in Englisch zu lesen: „Geborgen in Jesu Armen“.

Wenn sein ehemaliger Mitarbeiter Krapf im Vorwort zu seinem Buch „Reisen in Ostafrika“ schreibt: „Der eine pflügt, der andere sät, der dritte erntet“, so hat Rebmann in Ostafrika nur gepflügt und geduldig versucht, Samen auszustreuen, aber er hat, wie ein berühmter englischer Staatsmann schreibt, „durch sein heiliges Leben der Mission und dem Christentum den angesehensten Namen erworben“.

Darum nennt man noch heute in Ostafrika den Namen Johannes Rebmann mit großer Hochachtung und ist froh, dass sein Geburtshaus nun doch erhalten werden kann. So ist in einem Brief aus Tansania zu lesen, den vor Wochen Herr Bürgermeister Brenner erhalten hat: „Sehr gefreut haben wir uns hier in Moshi darüber, dass nun das Rebmannhaus nicht abgebrochen, sondern renoviert und damit späteren Generationen, auch in Afrika, erhalten wird. Wir beglückwünschen alle, die sich dafür eingesetzt haben, ganz herzlich.“

Auch seine Heimatstadt Gerlingen kann mit Recht stolz sein auf diesen großen Mann und sein Lebenswerk, sollte andererseits darum aber nie vergessen, ihm auch die gebührende Ehre zu erweisen, denn, so sagen die Dschagga-Leute: „Nichts bleibt wie es ist, nur der Kibo (das ist der Gipfel des Kilimandscharos) bleibt ewig!“